Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 65 (1991)

Artikel: Kindheit in Aarau
Autor: Erismann, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558845

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paul Erismann

Kindheit in Aarau

Rückblick in die frühe Jugendzeit

Meine früheste Kindheitserinnerung geht erstaunlicherweise auf das Jahr 1911 zurück. Damals wurde unser Zelglischulhaus eingeweiht. Von den Festlichkeiten weiß ich zwar nichts mehr, wohl aber ist mir eine turnerische Darbietung in der allgemein bewunderten nigelnagelneuen Turnhalle geblieben. Es ist dies freilich bloß ein fahler Erinnerungsschatten, dessen Richtigkeit mir die Mutter später aber mehrmals bestätigt hat.

Erheblich deutlicher sind jedoch meine Erinnerungen an die zwei Flugtage von 1912 und 1913. Ganz Aarau war aus dem Häuschen. Denn daß der Mensch nun fliegen kann (wenn auch mit Hilfe seltsamer «Apparate») war nicht allen faßbar. In unserm Schachen aber konnte man sich davon überzeugen lassen, und darum kamen auch die Leute so scharenweise von überall her nach Aarau. Viele Tausende waren es, die nach den gelungenen Schauflügen von Grandjean, Taddeoli und Bider jeweils in Begeisterung ausbrachen.

Diese «Flugapparate» konnte man auch aus nächster Nähe bestaunen. Als sich aber 1912 einer plötzlich um eine Handbreit bewegte, geriet ich in Panik und rannte kopflos durch die Menge hinter die alte «Kantine» (heute «Gasthof zum Schützen»), wo man mich schließlich aufspürte.

Gelegentlich bekomme ich die Frage zu hören: «Welche Zeit ist nun besser – die alte oder die neue?» Sie bringt mich immer wieder in Verlegenheit. Wohl war die Jugendzeit romantisch und erlebnisreich. Doch wenn man bedenkt, wie viele Annehmlichkeiten heute dem Menschen geboten werden, wieviel Zeitvertreib, wie viele Bequemlichkeiten, dann entscheide ich mich denn doch für das Heute, ohne aber das Gestern zu verachten.

Ich denke zum Beispiel mit Schaudern an die im Winter eiskalten Schlafzimmer und an die damals so primitiven hygienischen Einrichtungen. Ich denke aber auch daran, unter welch harten Bedingungen unsere Mütter und Großmütter damals haushalten mußten. Jeder Waschtag zum Beispiel forderte ihnen das Äußerste an Anstrengung ab. In unserer Altstadt, von der hier zumeist die Rede sein wird, gab es erst wenige Waschküchen. Man wusch im selben Raum, wo man sonst kochte und aß und abends im Zuber die Kinder badete. Dabei gab es noch keine elektrischen Kochherde; Leuchtgas war das Modernste. Die meisten Herde wurden mit Holz gefeuert, was zusätzliche Arbeit ergab, die auch wieder vornehmlich von den Frauen geleistet wurde. Gleich war es mit dem Putzen, das vielfach auf den Knien erfolgte. Um so erstaunlicher, daß trotzdem auch in den Wohnungen einfacher Leute Sauberkeit vorherrschte.

Aber auch die Väter hatten erheblich längere Arbeits- und Präsenzzeiten als heute. Am Abend waren viele todmüde. Man

verstand es daher, daß nicht alle sogleich heimgingen, sondern unterwegs im Wirtshaus Station machten. 1917 gab es in Aarau (bei rund 9000 Einwohnern) mehr als 70 Gaststätten aller Art, von der «Schnapsbeiz» über das verschwiegene Weinstüblein bis zum weiträumigen Restaurant in den Hotels «Gerber» (Bahnhofplatz), «Wildmann» (Vordere Vorstadt) und «Ochsen» (Laurenzentorgasse). Doch nicht jeder Vater konnte sich dies leisten. Denn der damalige Lebensstil der Arbeiter und Handwerker war im allgemeinen kärglich, die Mittel waren knapp, jedermann mußte mehr oder weniger «hausen», das heißt sparen.

Die Läden, auch der unsrige, schlossen bis in die Weltkriegszeit hinein erst spät abends. Viele Familien hatten irgendwo vor der Stadt eine Bündte, die auch bearbeitet sein wollte, und in den romantischen Hinterhöfen der Altstadt wurden da und dort noch Kleintiere gehalten, die ebenfalls zu tun gaben.

Trotz solch übermäßiger Beanspruchung verzweifelte man nicht. Man verstand es sogar, daneben auch das Schöne des Lebens zu genießen. Man half einander nachbarlich aus, wenn es die Not erheischte. Auch wir Kinder waren in diesen kleinbürgerlichen Lebensprozeß mit eingespannt. So wurden wir auf natürliche Weise mit dem Fach «Lebenskunde» vertraut gemacht. Die Schule war hiezu für uns nicht nötig.

Aller Anfang ist schwer

Mein Vater war gelernter Uhrmacher und nahm seinen Beruf sehr ernst. Er reparierte gewissenhaft alle Arten von Uhren, vom niedlichen Gebilde, das damals die Damen an feingliedrigen Ketten trugen, bis hin zu den ältesten Sumiswalder oder Neuenburger Pendulen. Daneben führte er im Laden neben vielerlei Uhren noch Bijouterie (zumeist in Doublé) und etwas Optik. Nach bestandener Lehr- und Gesellenzeit eröffnete er an der Oltnerstraße in *Schönenwerd* ein bescheidenes Geschäft mit Reparaturwerkstätte. Er hoffte, in diesem rührigen Industriedorf eine Lücke füllen zu können. Denn zuvor soll es dort noch keinen Uhrmacher gegeben haben.

An Arbeit gebrach es ihm nicht. Doch der Handel wollte nicht so recht aufblühen, weil die Schönenwerder es von alters her gewohnt waren, ihre Einkäufe in Aarau zu tätigen. Die verschiedenen Herrschaften ließen sich sogar bei schönem Wetter nach Aarau kutschieren. Ihre rassigen Pferde und der Kutscher in Livree durften sich sehen lassen. Die überwiegende Mehrzahl der Schönenwerder aber ging zu Fuß in die Stadt, oder man fuhr mit der Bahn. Das Retourbillett kostete einen Pappenstiel.

Nachdem der Vater sich 1908 mit Hedwig Berner, von Rupperswil, jedoch im Kanton Tessin geboren und aufgewachsen, verheiratet hatte und ich zur Welt gekommen war, genügte der magere Geschäfts-

gang nicht mehr. Wir fanden an der *Kronengasse* in Aarau ein bescheidenes Ladenlokal mit Wohnung zu erschwinglichem Hauszins. 1910 zügelten wir. Ich kann mich natürlich nicht mehr daran erinnern. Jedoch entsinne ich mich noch genau der Kronengasse, wie sie sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg dem Auge darbot: behäbig und zumeist ruhig, ohne das heutige Getriebe und ohne Fußgängerstreifen. Ich entsinne mich aber noch ebenso genau unseres kleinen Ladens voll tickender und schlagender Uhren, mit Vaters Werktisch hinter dem einen der beiden schmalen Schaufenster, die mit der ausgestellten Ware Käufer anlocken sollten. Hinter dem Laden befand sich ein winziger Abstellraum, von dem aus das Treppenhaus mit geschwungener Stiege zu erreichen war.

Dieses Haus Nr. 43 (heute Nr. 4) gehörte Fritz Schibler-Fehlmann, seines Zeichens Coiffeur und daneben Velo- und Nähmaschinenhändler, sommersüber jedoch an Sonntagnachmittagen noch Bootsvermieter auf unserm neuen EW-Kanal (1913) unmittelbar neben der ebenfalls neuen, teilweise mit Holzwänden umgebenen Männerbadi. Die Frauenbadi hingegen befand sich dicht beim Nordkopf der «echten», seit 1948 aber nicht mehr bestehenden Kettenbrücke. Diese Frauenbadi war noch erheblich altmodischer als die neue Männerbadi, war sie doch allseits mit Wänden umschlossen, während die Männerbadi wenigstens auf der Südseite freien Zugang zum Kanal bot, so daß unsere Wasserratten auch dort noch ihre Schwimm- und Tauchkünste ausüben konnten.

Heute ist dies gänzlich anders, und wer sich in Aarau noch der Badmeisterin Fisch oder des Badmeisters Madörin zu erinnern vermag, gehört schon zu den ältern oder gar ältesten Jahrgängen.

Unsere Kronengasse verdankt ihren Namen dem alten Tavernengasthof «Zur Krone». Dieses in meiner Kindheit vielbesuchte Lokal war einst der Treffpunkt der Aarauer Freisinnigen, die jeweils gegen die Radikalen um den politischen Sieg rangen. Diese höchst rührigen Radikalen aber hatten ihren «Stamm» im nahen «Rößli» drüben. So konnte man sich gegenseitig im Auge behalten.

Weil stark frequentiert, gab es in unserer «Krone» auch immer das Neueste aus Stadt und Land zu vernehmen. Nachdem der Wirt ein Telefon hatte installieren lassen, wuchs der Zuspruch der Gäste noch an, weil nun ein Teil der Nachbarschaft dorthin zum Telefonieren ging. Denn das Telefon war zu jener Zeit nicht so allgemein verbreitet wie heute. Für kleine Geschäfte und die meisten Privaten war es noch ein Luxus, den viele sich nicht leisten konnten. Anstandshalber genehmigte man sich nach dem Telefonieren ein Bier oder ein Glas Wein, ehe man sich an die Arbeit zurück begab. Mein Vater machte es jeweils auch so.

Außer der «Krone» gab es in unserer Gasse noch zwei weitere Wirtshäuser: gegen die Rathausgasse hin das «Warteck» (heute «Laterne») und unmittelbar neben der «Krone» die Italienerwirtschaft der Familie Peloli (heute «Walliserstube»). Es gab aber auch einen Goldschmied, eine Eisenwarenhandlung, zwei Merceriewarengeschäfte, einen Delikatessen- und Kolonialwarenladen mit einem sangesfreudigen Inhaber, einen Sattlermeister und Lederwarenhändler sowie – als Höhepunkt für uns Kinder – die Konditorei Hintz, die ja heute noch besteht. Für unsere jungen Näslein roch sie herrlich bis aufs Trottoir hinaus, und was es in den beiden Schaufenstern zu bewundern gab, überbot alles andere in unserer Umgebung. Da wir Kleinen damals noch lange kein Sackgeld hatten, mußten wir uns, außer an Sonntagen und besonderen Anlässen, mit dem «Gluschtigsein» begnügen. Mein kleinerer Bruder und ich hatten aber noch eine andere Möglichkeit, zu Schleckereien zu gelangen, worüber sogleich berichtet werden soll.

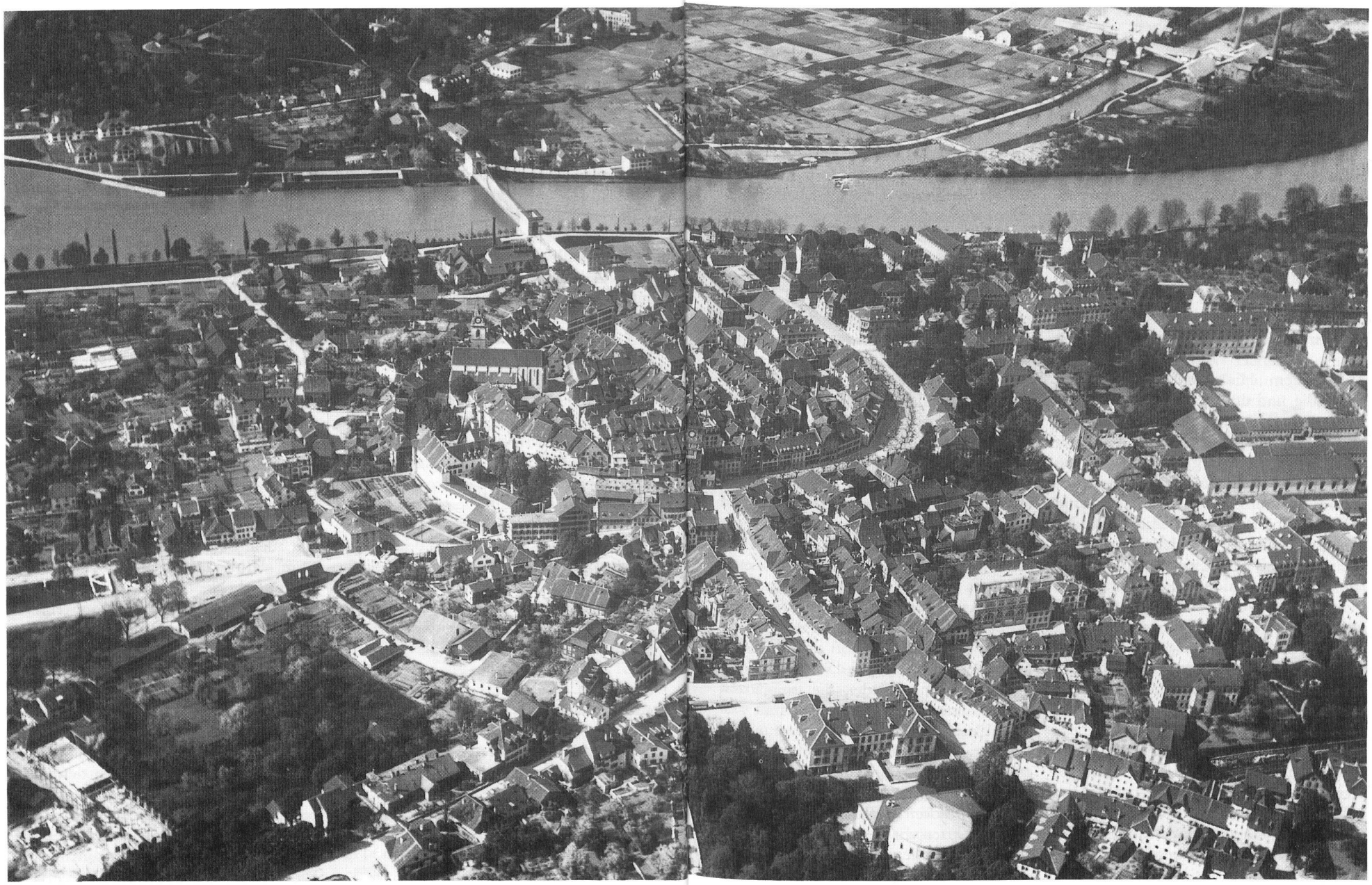
«Singe, wem Gesang gegeben»

Mein Vater war von Haus aus als einziger seiner Familie musikalisch und sang in seinen jungen Jahren oft und gern. Er verfügte über einen milden, nicht eben umfangreichen Bariton, wie es bei den meisten Schweizer Männern üblich ist. Die Mutter jedoch, eine unermüdliche Hausfrau, war gänzlich unmusikalisch. Sie konnte nur ein einziges Lied: «Wie die Blümlein draußen zittern» – und dazu noch falsch! Wir hörten sie nur selten singen, weil sie unsern Spott scheute. Der Vater jedoch war sangeslustig. Während diffiziler Arbeiten begnügte er sich freilich mit Summen. Wir Buben lauschten ihm gern, und nach Kinderart versuchten wir, ihn nachzuahmen. Es gelang, und hernach brachte er uns den Text bei, den er ebenfalls zumeist auswendig konnte. Innert wenigen Jahren besaßen wir ein ansehnliches Repertoire. Ich sang die erste, der Bruder die zweite Stimme. Von klein auf konnte er diese improvisieren. Man mußte sie ihm nicht erst beibringen.

Die Kinder auf der Gasse sangen gelegentlich auch. Singen war einmal eine allgemein verbreitete Kunst und Unterhaltungsmöglichkeit. Als zweistimmiges Doppelgespann betätigten sich aber einzig wir Brüder. Wir wurden hie und da sogar von Passanten aufgefordert, ein Lied draußen zum besten zu geben, was wir gerne taten. Auch unser Geschäft genoß davon.

Nun kommen wir zurück zur Konditorei Hintz an der Ecke Kronengasse–Pelzgasse. Mit ihr beginnt (oder endet) die imposante Häuserreihe auf der Südseite der Gasse. Das Hintz-Haus zählt zu den ältesten Bürgerhäusern Aaraus, erscheint es doch schon 1612 auf dem schönen Stadtprospekt des Malers Hans Ulrich Fisch und dürfte dem-

1 *Flugbild Aarau (vor 1920), aufgenommen von Walter Mittelholzer († 1937), einem unserer Flugpioniere, Meisterphotographen und späteren Mitgründer der Swissair. Die Altstadt mit ihrer mannigfaltigen Dachlandschaft hebt sich deutlich von Vorstädten und Umgelände ab. Die Straßen sind fast menschenleer und verkehrsfrei: die Großen sind an der Arbeit, die Kleinen in der Schule.*



nach im späten 16. Jahrhundert erbaut worden sein. Wer dazu beigetragen hat, es so bis in die Gegenwart zu erhalten, hat sich um unsere Altstadt verdient gemacht.

Wir damaligen Kronengäßler schauten aber nicht auf solche Dinge und verstanden auch von Aarauer Baugeschichte gar nichts. Und den Eltern war dies ebenfalls ein fremdes Gebiet. Sie hatten andere Sorgen.

Neben dem Hintz-Laden befand sich ebenerdig und unter gleichem Dach eine Kaffeestube, die erste in Aarau. Sie war lange Zeit auch die schönste in unserer Stadt. Die Bezeichnung «Tea Room» kannten wir noch nicht. Vor dem ausladenden Fenster blühten vom Frühling bis zum Herbst Geranien, und bedient wurden Kunden und Gäste von der unverwüstlichen Jungfer Therese, einer rührigen und leutseligen Nidwaldnerin, die gerade damals im Hintz-Haus auftauchte und ihm und der Familie bis zu Ende der fünfziger Jahre die Treue hielt. Hauptperson im Geschäft war aber die sogenannte «alte Frau Hintz», der man zu gehorchen hatte und die in der ganzen Stadt bekannt war. Neben und mit ihr wirkte also unsere liebe Therese. Sie hatten es besonders streng am Sonntagmorgen.

Denn nach beendetem Gottesdienst in der nahen Stadtkirche pflegten Väter und Mütter «das Dessert» einzukaufen: Mohrenköpfe, Cornets, Crèmeschnitten, Erdbeertörtchen und so fort, jedes «Stückli» zu zwanzig Rappen. Ganze Torten kosteten drei bis vier Franken. Auch Leute mit kleinem Geldbeutel konnten da mithalten, und so pflegte denn auch mein Vater diesen schönen Brauch, bis wir Buben selbständig waren und allein diese «Stückli» einkaufen konnten. Immer war auch Jungfer Therese anwesend, war zu allen gleich freundlich, und ihre Innerschweizer Mundart war unverkennbar.

Zu meinem Bruder und mir schien sie aber noch freundlicher zu sein. Als ich schon längst erwachsen war, erzählte sie mir von unseren einstigen Kindergesängen und wie wir ihren Kunden Freude gemacht hätten. Ich weiß es ebenfalls. Wenn gewisse Gäste im Kaffeestübli waren, gab uns Therese einen Wink und forderte uns zum Singen auf – entweder draußen vor dem offenen Fenster oder dann drinnen. Die Leute lauschten aufmerksam, wenn wir beide unsere Lieder erschallen ließen: «Ich bin ein Schweizerknabe», «Nun ade, du mein lieb Heimatland», «Hab oft im Kreise der Lieben», «Im schönsten Wiesengrunde» und so weiter – Lieder, die im ganzen weiten Umkreis beliebt und bekannt waren. Unser Publikum, allen voran die farbentragenden Kantonsschüler, waren empfänglich und dankbar und belohnten uns regelmäßig mit Süßigkeiten aus dem unerschöpflichen Hintz-Laden. Gewöhnlich verzehrten wir unser «Honorar» gleich an Ort und Stelle stehenden Fußes.

Unser Gassenparadies

Die Kronengasse bot aber, außer den Gelegenheiten zum Schlecken, noch andere Vorteile für uns Kinder. Wir zwei, Päuli und Hansli genannt, waren ja nicht die einzigen, die an dieser Gasse aufwuchsen. Buben und Mädchen gab es ein ziemliches Häuflein. Die jüngsten waren drei- oder vierjährig, die ältesten etwa zwölf. Vom Kindergarten bis zur «Bez» waren so ziemlich alle Altersstufen vertreten. Von den ältesten vernahmen wir die erste Kunde aus dem wenige Jahre alten Zelglischulhaus. Es gebe dort viele strenge Lehrer, deren Namen mir seltsam vorkamen: Turi, Vofi, Sigi, Stingger, Storch und Holla. Von den mittlern hingegen erfuhren wir, daß es im Gemeindeschulhaus an der Bahnhofstraße (das erst ab 1927 Pestalozzischulhaus heißt) währschafte und bodenständige Lehrkräfte gebe, die aus kindlichem Respekt vor Spitznamen verschont blieben und mit Herrn, Fräulein oder Frau angesprochen wurden. Beinahe durchs Band weg sprachen die Kinder ehrfürchtig von ihnen.

Der Straßenverkehr war zwischen 1910 und 1920 in der Altstadt alles andere als dicht. Autos und Motorräder waren noch Ausnahmeerscheinungen, tauchten erst sporadisch auf. Sie hupten bei jedem Rank und fuhren noch beträchtlich langsamer als heute. Velos waren schon etwas häufiger. Beherrscht wurden die Straßen damals noch vom Fuhrwerk mit Pferdezug – zwei-, drei- und vierspännig. Besonders jene aus der Stadtmühle hinter dem Saalbau waren gewohnte Erscheinungen, und die Pferde kannten wir fast alle mit Namen, ebenso die Fuhrleute, die in der Regel derbe Männer waren. Trotzdem durften wir beim einen und andern hinten aufsitzen, bis uns der Fuhrmann mit einem Geißelzwick das Zeichen gab, es sei jetzt genug. Auch mit den Tieren gingen sie nicht alle gleich freundlich um. Nicht umsonst gab es damals noch da und dort in der Stadt Tafeln mit der Aufschrift: «Tierschutz!» Den Einbahnverkehr kannte man noch nicht. Man fuhr also in beiden Richtungen, selbst in den engen Stadttoren. Einzig das Velofahren war dort verboten. Nur hielt sich fast niemand daran. Der Vater ärgerte sich und warf der Polizei vor, sie sei zu nachlässig und versäume ihre Pflicht, was zu offen ausgetragenen Konflikten führte.

Die Mädchen machten bei den Bubenspielen selbstverständlich mit. Auch umgekehrt. Stelzenlaufen war große Mode, ebenso das Fahren mit Leiterwägelchen und «Holländern». An zweiter Stelle kam «Himmel und Hölle». Die Trottoirs waren überall mit jenem Feld markiert, das man zu diesem Spiel braucht. Zum Aufzeichnen benützten die größern Kinder Ziegelbrocken, die sie bei den Dachdeckern erbettelt hatten. Beliebt waren auch «Versteckis», «Überespringerlis» sowie «Räuber

und Poli». Es ging dabei hin und her über die Gasse. Unfälle passierten selten. Bei «Räuber und Poli» galt es um den ganzen «Wydlerstock» herum, also auch in der Pelz- und oberen Rathausgasse, die von den alten Leuten immer noch «Marktgasse» genannt wurde. Wer die Spielregeln mißachtete, kam für eine Zeitlang in den «Verschiß». Gerne wurde auch auf den Trottoirs gereifelt oder im Straßengräblein gemärbelt. Die großen Buben spielten mit ihren Marmeln bis an die Bahnhofstraße hinaus.

Verschiedene Quartiere der Altstadt waren für uns Kleine unbetretbar, weil die dortigen Buben gefürchtet waren. Dies galt vor allem für den Hammer, die Halde und den Schachen. Zuweilen kamen sie aber zu uns herauf. Dann verschwanden wir Kleinen hinter den Haustüren.

Die größeren Mädchen konnten alle strikken. Beliebt hiezu war das Bänklein auf der «Zinne» unter der schattigen Roßkastanie. Dazu wurden Schauergeschichten von Gespenstern und lebendig Begrabenen erzählt. Ich weiß heute noch einige, kenne auch ein vielbesprochenes Gespensterhaus in der Altstadt, verrate es aber nicht.

Wir Buben lernten von den Mädchen stricken. Ich konnte ziemlich gut «Äi rächt, äi lätz» und brachte sogar einen einfachen Waschlappen zustande, gab dann aber, zum Leidwesen der Mutter, auf und wandte mich mehr «männlichen» Betätigungen zu.

Ich fragte mich später oft, wie unser Spiellärm auf die Nachbarschaft gewirkt haben mochte. Von Zeit zu Zeit wurden wir Kinder von den Eltern hereingerufen, und das ergab von selbst eine Pause. Uns oblag ja, für den Haushalt Kommissionen zu machen, zu posten, oder einfache Botengänge für den Vater auszuführen. So lernten wir von selber die Geschäfte und ihre Inhaber kennen. Auch die Schalterbeamten in der nahen Postfiliale waren uns mit vollem Namen bekannt. Wir wußten sogar, wo sie wohnten und was sie in ihrer spärlichen Freizeit trieben. Eine Beamtin, die ich gern gehabt hatte, endete später tragisch. Die ganze Stadt sprach davon.

Tante Olgas Kindergarten

Der damals noch offene Stadtbach am Hintern Platz (Zwischen den Toren), an Färber- und Mühlegäßli übte auf uns Kinder eine magische Wirkung aus. Wir zwei Brüder durften lange Zeit nicht allein hingehen. Kleinen Kindern hätte er tatsächlich gefährlich werden können. Doch meines Wissens geschah nie ein Unglück.

Eines Tages war ich daheim und auf dem Trottoir vor dem Schiblerhaus nicht mehr aufzufinden. Die Mutter bekam Angst und lief zum Bach. Doch von mir fand sich keine Spur. Dann fragte sie die wenigen Leute auf der Gasse. Keiner hatte ein Büblein bemerkt.

Ich war auch nicht in jener Gegend, sondern im Fröbelschen Kindergarten in der Alten Kantonsschule. So nannte man zu jener Zeit das heutige Amtshaus (Bezirksamt) am Anfang der Laurenzenvorstadt. Freiwillig und noch ein ganzes Jahr zu früh war ich hingegangen, hatte mich auf dem Platz zwischen Schul- und Gerichtshaus fast ungesehen unter die Kinder gemischt und hatte dann mit ihnen das Zimmer im zweiten Stock betreten, als hätte ich eh und je dazu gehört. Auf die Frage Tante Olgas, was ich hier wolle, entgegnete ich: «Dableiben.»

Tante Olga Huber kannte ich schon von der Straße her, sie war mir also nicht fremd. Man kannte sie in der ganzen Stadt, und sie war, wie mir schien, eine schöne Frau. Sie wohnte am Ziegelrain. Ich liebte sie sehr und verbarg ihr gegenüber meine Gefühle nicht.

Sie ließ mich vorderhand gewähren, und ich machte alles mit, als wäre ich immer dagewesen: klatschte im Takt, sang und hüpfte und freundete mich nach allen Seiten hin an. Der Tante durfte man du sagen, was damals als fortschrittlich galt.

Um elf Uhr nahm sie mich bei der Hand und brachte mich in die Kronengasse zurück, wo Vater und Mutter aufatmeten, als sie mich sahen. Hatten sie mich doch inzwischen als abgängig gemeldet, so daß ich annehmen darf, daß auch die Polizei nach mir gefahndet hatte. Vor Wiedersehensfreude vergaßen sie jedoch, mich zu bestrafen. Tante Olga erklärte sich bereit, mich – ungeachtet des Reglementes – aufzunehmen, und der Vater entrichtete sogleich das monatliche Schulgeld. Denn der Kindergarten war nicht gratis.

Vom Nachmittag an war ich nun rechtmäßiger «Häfelischüler», welche Bezeichnung damals gang und gäbe war und nichts Ehrenrühriges an sich hatte.

Rund vier Jahre hielt ich es aus – und mit welchem Vergnügen! Es war dies die schönste Zeit meiner frühen Jugendjahre. Ich durfte ungehemmt meiner kindlichen Spiellust frönen. Denn der deutsche Pädagoge Fröbel hatte für die Kleinen ein eigenes Kindergartensystem entwickelt, mit dem Tante Olga voll einverstanden war. Und wir Kinder hatten nichts dagegen.

Wir stammten fast alle aus der Altstadt. Der Schulweg war entsprechend kurz und ungefährlich, und die meisten kannten einander von den Gassenspielen her. Eine Einschulung, wie man sie heute betreibt, war nicht nötig. Tante Olga bot Gewähr für einen lebhaft kindertümlichen Betrieb, sang und sprach uns mustergültig vor, spielte mit uns auf dem Platze draußen, wo damals noch an Samstagen der Aarauer Fleischmarkt abgehalten wurde und wo auch einmal die berühmte Arena Knie gastiert hatte. Der Kindergarten als Institution war noch lange nicht so allgemein verbreitet und angesehen wie heute. Die einstigen Kindergärten hatten es im Gegenteil schwer, galten sie doch damals

noch als eine Art Armenschule und zugleich als Infektionsherd für jene gefürchteten Kinderkrankheiten, denen die alten Ärzte nur wenig Wirksames entgegenzusetzen hatten.
Dieser Fröbelsche Kindergarten, den dann rund zwanzig Jahre später die Stadt übernahm und an den Freihofweg in einen Neubau verlegte, unterstand damals noch einem Privatkomitee. Dessen Präsident, ein betagter Pfarrherr, besuchte uns fleißig und sparte nicht mit Aufmunterungen an Lehrerin und Schüler. Er hatte silberweiße, lange Haare. Doch alles wußte, daß sich darunter ein kahler Schädel verbarg. Er trug nämlich eine kostbare Perücke.

Ein weiteres Schulerlebnis

Beim Spielen auf Gasse und Trottoir hörte ich immer wieder davon erzählen, daß es an der Bahnhofstraße eine *Sonntagsschule* gebe, wo man Lieder singe und schöne Geschichten zu hören bekomme. Ich merkte mir das, und an einem Sonntagmorgen schloß ich mich einem Grüpplein Kinder an, um zum erstenmal die heute noch bestehende Evangelische Kapelle zu betreten, wo damals Pfarrer Louis Schmuziger und seine nicht zu übersehende Gattin vielseitig und unermüdlich wirkten. Wiederum hatte ich mich daheim davongeschlichen und damit den Eltern abermals angstvolle Stunden bereitet.
Wir Kinder warteten draußen vor der Türe, bis die Erwachsenen nach beendetem Gottesdienst die Kapelle verlassen hatten. Dann durften wir eintreten. Das Ehepaar Schmuziger, geachtete Leute, war anwesend, und zu ihm hatten sich ihre Tochter Hanni sowie der Sanitätswaren- und Bibelhändler Robert Angst vom Hintern Platz gesellt. Diese vier, die drei Erwachsenen und die Schülerin und später stadtbekannte Sängerin Hanni Schmuziger, hießen uns Platz nehmen. Es wurde zur Einleitung ein frommes Lied gesungen und hierauf gebetet, und dann kam die Geschichte dran, deretwegen ich ja gekommen war. Wir bildeten vier Klassen.
Ich gehörte zu den Kleinen, den geistlichen ABC-Schützen. Alle wurden im selben Raum unterrichtet, und dieser Unterricht bestand darin, daß jedem Grüpplein mit gedämpfter, aber glaubensstarker und inbrünstiger Stimme aus der Bibel erzählt wurde, was ich bis zum letzten Wort genoß. Unsere Abteilung war eben mitten in den Josefsgeschichten, die auch später noch meine Bewunderung fanden. Hernach gab es wieder Gesang («Weißt du, wieviel Sternlein stehen»), wobei unsere «Lehrerin» Hanni mit ihrem strahlenden Sopran alle andern übertönte.
Nachdem wir das berühmte Negerlein mit unsern bescheidenen Gaben bedacht hatten, war die Sonntagsschule aus. Mir hatte es so gut gefallen, daß ich beschloß, sie nie zu schwänzen. Daheim bekam ich

dann aber «Schimpfis», und zwar einhellig von beiden Seiten, und um die aufgebrachten Eltern zu beschwichtigen, fing ich nach dem ersten Schrecken gleich an, von Josef und seinen Brüdern zu berichten. Vater und Mutter ließen sich damit besänftigen und erfreuten sich an meinem dramatischen Vortrag. Jeden Sonntagmittag mußte ich fortan das Gehörte daheim wiedergeben, und einst sagte der Vater zur Mutter: «Der wird gewiß noch einmal Pfarrer.»

Der Kindergarten Tante Olgas und die Sonntagsschule in der Kapelle boten mir unvergeßliche Eindrücke. Fast nie mehr nachher war ich so erfüllt von einem Unterricht wie an diesen unscheinbaren Orten. Beide halfen mit, mein Aarauer Heimatgefühl zu prägen und zu stärken.

Der Sonntagsspaziergang

Wahrscheinlich unternahmen wir auch an jenem denkwürdigen Tag den damals traditionellen Spaziergang, später «Familientürk» genannt. Im Laufe des Nachmittags, sobald der Laden geschlossen war, machten wir uns, festtäglich gekleidet, auf. Wir Buben trugen, nach der Mode jener Tage, Matrosenkleider mit hiezu passenden Mützen. Die Mutter hatte ihren Sonntagshut, ein Riesengebilde, aufgelegt. Er war mit künstlichen Früchten und Blumen reich verziert. Auch dies war Mode. Der Vater hatte ebenfalls den Sonntagshut auf, und am Arm trug er den Spazierstock mit Silbergriff. All dies waren Zeichen eines bescheidenen Wohlstandes. Werktags kam man viel einfacher daher. Unsere Nachbarn machten es genau gleich. Als ehrbare Geschäftsleute und solide Handwerker war man der Stadt dieses Schauspiel schuldig.

Mit Vorliebe zog man auf der Landstraße in die Nachbardörfer, wo man sich allfälligen Kunden zeigen konnte. Dies geschah zumeist in den Wirtschaften. Das war wichtiger als ein Zeitungsinserat. Im «Bären» oder in der «Aarfähre» oder im «Kreuz» oder dann im «Storchen» tranken die Eltern ein kleines Bier (der Vater ein helles, die Mutter ein dunkles), wir Buben aber Brauselimonade, die bei den Kindern beliebt war. Für alle zusammen gab es noch ein wenig Brot, im besten Fall einen Nußgipfel. Die ganze Ürte kostete schlimmstenfalls zwei Franken. Das Trinkgeld war separat zu entrichten.

Die Landgasthöfe waren gewöhnlich überfüllt. An heißen Sommertagen waren die Gartenwirtschaften begehrte Ziele, und Patron und Personal hatten es streng. Die Stadtleute hatten ein starkes Bedürfnis, sich in der Landluft, die als besonders gesund galt, zu ergehen und Bekannte zu treffen. Die Männer politisierten fleißig, und mehrere ihrer Standardformulierungen liegen mir heute noch im Ohr: «Die z Bärn obe...» zum Beispiel, oder: «In un-

serer fortgeschrittenen Zeit ist ein Krieg nicht mehr möglich!» Und dabei stand uns der Weltkrieg 1914–18 nahe bevor!

Stadtwärts zog man dann gleich rudelweise, indem sich die Familien, die sich mochten, vereinigten. Die Väter politisierten weiter, die Mütter berichteten einander von ihren Sorgen um Haus und Herd. Beide Themen waren unerschöpflich.

Bei großer Hitze mied man natürlich die staubige Landstraße und suchte auf kürzestem Wege einen unserer schönen Wälder auf. Beliebt war das Roggenhausen mit seinen Hirschen und dem lustigen Äfflein. Nach getaner Rast erklomm man den Eppenberg und die Heimwehfluh. Auch der «Trompeter» über Erlinsbach war ein dankbares und gastfreundliches Ziel. Unterwegs konnte man noch geschwind die Beerenplätze inspizieren, die ebenfalls zur Domäne der Mütter gehörten. In jedem Haushalt wurden damals die Früchte des Waldes gesammelt und eingekocht oder sterilisiert. Es gab sie in Menge, und sie waren gratis.

Ein- oder zweimal im Sommer ging man familienweise in den nahen Jura. Begehrteste Ziele waren die Aussichtspunkte: Wasserfluh, Gislifluh und Oltner Platte über der Schafmatt. Verlockend war immer auch wieder die «Stockmatt» (Asper Strihen), wo man sich am schattigen Waldrand lagern konnte. Das Mittagessen nahm man mit. Es bestand bei uns meistens aus kaltem Kalbsbraten und Kartoffelsalat. Am Vorabend war alles zubereitet worden, auch die Tranksame: für Frau und Kinder Zitronenwasser, für den Vater ein wenig vom damals spottbilligen spanischen Wein aus der Kirchgasse. Das bescheidene Mahl in luftiger Höhe kam uns wie ein Festessen vor. Die heutigen fixfertig verpackten Picknicks kannten wir noch nicht. Wir waren an Bodenständigeres gewohnt. Nach dem traditionellen Nickerchen der Väter und Mütter stieg man wieder talwärts. Man hatte genug gegessen, genug geschlafen und genug gespielt. Allzubald hatte man die holprige Landstraße erreicht. Ihr Staub war tief und lästig; die Hosenstöße der Männer wurden schneeweiß von ihm und sämtliche Schuhe ebenfalls. Das Wanderdreß von heute war noch nicht erfunden. Alles trug die üblichen Sonntagskleider, die Männer sogar hohe steife Kragen samt Krawatte.

Unsere Spaziergänge und Märsche wurden auch dadurch erschwert, daß der Vater ein leidenschaftlicher Photo-Amateur war und alles auf die Platte gebannt haben wollte, was irgendwie abbildenswert war. Die hiezu nötige Ausrüstung war noch nicht so praktikabel wie heute. Der Apparat bestand aus einem ansehnlichen Holzkasten (Format 18 × 24), der allein schon mehrere Kilo wog. Er befand sich in einem Futteral, und ebenfalls in ein solches verpackt war das unumgängliche Stativ. Sodann mußten noch die Glasplatten mitge-

schleppt werden, oft bis zu einem Dutzend. Die geduldige Mutter trug sie klaglos. Wir Buben waren verantwortlich für das Stativ, und der Vater selber schleppte schwitzend den teuren Apparat. Oft schon bei der Echolinde galt es ernst. Die Aufstellung erfolgte wie ein Ritual. Zum x-tenmal wurde die Landschaft im Osten der Stadt photographiert. Bis die Einstellung auf der Mattscheibe scharf genug war, verging eine Weile. Endlich kam der Vater unter dem schwarzen Tuch hervor, beobachtete den Himmel, bis dieser die richtige Wolkenstellung aufwies, zog dann den Kassettendeckel hoch und belichtete die Platte mit Hilfe eines Gummiballons. Erst daheim im eigens eingerichteten Dunkelkämmerchen kam es aus, ob man alles richtig gemacht hatte, wobei auch der selbstgemixte Entwickler eine wichtige Rolle spielte.

Leider war es dem Vater nicht gegeben, seine tausend Aufnahmen systematisch zu ordnen, so daß zuletzt ganze Kisten voll Glas und Bilder, wirr durcheinander, zurückblieben, mit denen am Schluß niemand etwas Rechtes anfangen konnte. Bei der Totalräumung unserer letzten Wohnung ging dann leider Unersetzliches verloren.

Das Geißenhäuslein

In Aarau gibt es ein allbekanntes Quartier mit dem rätselhaften Namen *Gais*. Vor einigen Jahrzehnten stritt man sich wegen der Schreibweise: Gais oder Geiß? Das war eine wichtige Frage. Offiziell hielt man dann am altgewohnten «Gais» fest, und dabei dürfte es bis auf weiteres bleiben.

Trotzdem schreibe ich hier bewußt «Geißenhäuslein». Es stand während mehr als hundert Jahren gleichsam im Zentrum der Gais zwischen dem Baugeschäft Schäfer und dem Restaurant «Gais». Es war ein putziges Einfamilienhaus im Stile des 19. Jahrhunderts, vom Tagblatt-Gründer Samuel Landolt erbaut, ein schlichter architektonischer Zeuge. Es war bescheiden eingerichtet: in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts noch ohne elektrischen Strom und ohne Anschluß an das Wassernetz. In der kleinen, dunkeln Küche stand ein Brunnen mit Handpumpe, mit deren Hilfe man kühles, klares Wasser aus dem Grund holen konnte. Als Beleuchtung dienten Petroleumlampen: eine schöne, große mit Milchglasschirm in der Stube, eine kleine in der Küche. Die Schlafzimmer unten und oben hatten je einen Kerzenstock samt Schwedischen Zündhölzchen auf den Nachttischchen. In den Keller nahm man ebenfalls eine brennende Kerze mit. Der Kochherd wurde mit Holz gefeuert und wärmte gleichzeitig die «Kunst» in der Stube.

Trotz so viel offenen Feuers brannte es im Geißenhäuslein nie; das Zeuseln war nämlich den Kindern streng verboten, und vor

Blitzschlägen schützte eine hohe Pyramidenpappel, die man weitherum sehen konnte.

Nach dem Ausfliegen der vier Erismann-Kinder wohnten die Großeltern allein im Geißenhäuslein. Das Grosi, eine geborene Sager «ab der Platte» in Menziken, hatten wir alle gern: eine kultivierte Frau von kleiner Statur, aber mit schöner, selbstbewußter Haltung, Freundin der Poesie (mit dem entsprechenden Album in der Kommode), Schreiberin schöner Briefe (mit violetter Tinte), wunderbare Köchin (trotz primitiver Küche) und mit einem guten Humor gesegnet. Ich liebte sie vor allen andern und konnte ihren unerwarteten Hinschied (1923) lange nicht verschmerzen.

Diese lebenstüchtige Frau bearbeitete neben allem noch einen großen Gemüsegarten, der auch Beerensträucher und Obstbäume aufwies. Eine kleine Matte gegen die Buchserstraße hin lieferte Gras und Heu für die Haustiere. Der Großvater, vermutlich Bäcker von Beruf, arbeitete jedoch fast lebenslang auf dem Büro der Güterexpedition, also bei der Bahn, und hatte ein mageres Löhnlein; Kinderzulagen gab es zu seiner Zeit noch nicht. Also mußten sich alle anstrengen und die Tage nutzen.

Unter den Haustieren spielten früher *Ziegen* eine dominierende Rolle. Das Grosi melkte sie selber. Bald schon kamen Leute aus dem Quartier, um frische Geißenmilch zu trinken. Sie mußte jedoch noch warm sein, sonst hatte sie keine Wirkung auf den Organismus. Für wenig Geld bekamen Grosis «Kurgäste» ihre Trinkgefäße gefüllt, und die Kur konnte beginnen. Man brauchte also nicht ins Appenzellerland zu fahren, unsere «Gais» lag bedeutend näher.

Mein Vater hing mit besonderer Liebe an diesem ländlichen und doch so stadtnahen Heimetli. Er lenkte deshalb immer wieder seine Schritte dorthin. Wenn es anging, beschlossen wir deshalb auch unsere Sonntagsspaziergänge im Geißenhäuslein bei den Großeltern. Manchmal durften wir zwei Stadtbüblein sogar dort übernachten, oder wir wurden zu einem Kaninchenbraten eingeladen, den für uns niemand so lecker zubereiten konnte als eben das Grosi.

Wenn sich an Sonntagen Kinder und Kindeskinder dort versammelten, sonderten sich bald einmal die Frauen ab, um sich gegenseitig das Herz auszuschütten. Denn was uns heute im Rückblick so paradiesisch vorkommt, empfanden die erwachsenen Zeitgenossen damals keineswegs so.

Die Männer aber saßen indessen in der Stube und politisierten mit Leidenschaft, wie man es damals gewohnt war. Welt und Heimat ergaben genug Stoff, und die Wogen gingen hoch. Doch man fand sich immer wieder, meistens bei einem Bier in der nahen «Gais».

Ich hörte gerne zu, wenn man sich über die gekrönten Häupter äußerte: über den Zaren von Rußland, den vielbewunderten Kaiser Wilhelm in Berlin oder den greisen Franz Joseph in der Wiener Hofburg, deren Tod oder Untergang ich wenig später miterleben sollte. Denn die Weltgeschichte erwies sich als brutal und brachte im Gefolge des Ersten Weltkrieges manch einen Thron ins Wanken.

Zwei unvergeßliche Tage

Der eine ist der 28. Juni 1914, ein strahlend schöner und entsprechend warmer Sonntag. Wiederum hatte unsere Familie ihren obligaten Sonntagsspaziergang absolviert und war einmal mehr im trauten Geißenhäuslein zur Visite eingekehrt. Den Heimweg nahmen wir diesmal durch die Bahnhofstraße. Als wir die erst im Rohbau fertige Hauptpost und auch das Kern-Gut (wo sich heute die Bankgesellschaft befindet) passiert hatten, fiel uns auf, daß sich beim damals noch neuen Tagblatt-Haus ungewöhnlich viele Menschen aufhielten und daß es dabei ziemlich lebhaft zuging. Der Vater schickte mich zur Erkundung voraus. Ich sah, daß Handzettel verteilt wurden, und am großen Schaufenster hing ebenfalls ein solcher, den viele lasen. Es wurde rege diskutiert.

Inzwischen waren die Eltern und der Bruder zu mir gestoßen. Der Vater erschrak beim Lesen der Nachricht und sagte zur Mutter: «Das hat jetzt gerade noch gefehlt! Im Balkan unten sind der österreichisch-ungarische Thronfolger und seine Frau ermordet worden.»

Da ich das Wort «Thronfolger» nicht verstand, erklärte er mir, das sei ein Prinz, der später einmal Kaiser oder König werde. In Europa wimmelte es zu jener Zeit von Fürstlichkeiten und Fürstenhöfen, besonders im Deutschen Reich, und von den Grimm-Märchen her konnte ich mir unter «Prinz» gut etwas vorstellen. Einzelne unter der Menge sprachen von Krieg, andere begnügten sich mit der Sensation.

Der zweite unvergeßliche Tag ist der 31. Juli 1914, ein Freitag, und ich war eben fünfjährig geworden. Ich hatte den Geburtstag beim Grosi im Geißenhäuslein gefeiert. Gegen Abend gingen wir zu zweit durch die erst wenige Jahre alte Unterführung, überquerten bei der Alten Taubstummenanstalt (heute Aargauisches Versicherungsamt am Kreuzplatz) die Straße und zogen durch die «Laurenzi» der Kronengasse zu. Es fiel uns auf, daß mehr Leute als sonst im Freien waren und daß alle aufgeregt schienen. Ungewohnterweise standen die Leute in Grüppchen herum. Wir wunderten uns und dachten an ein Unglück. Im gleichen Augenblick kam der Vater in seiner grauen Uhrmacherbluse und dem Dächlikäppi auf dem Kopf aus einer der Wirtschaften und rief ganz aufgeregt: «Es gibt Krieg! Soeben hat

2 *Blick auf das Gais- und Bahnhofquartier (um 1920), ebenfalls von Mittelholzer aufgenommen. Im Vordergrund rechts der Freiverlad der SBB. Links davon das ehemalige «Bally-Schmitter-Gut» mit (alter) Remise und Werkstätte der Wynentalbahn, die zur Zeit der Aufnahme durch die Unterführung zum Bahnhofplatz fuhr. Das Geißenhäuslein ist am untern Bildrand noch teilweise zu erkennen.*

der Onkel Hermann aus Bern angeläutet, der Bundesrat habe alle Soldaten aufgeboten!»

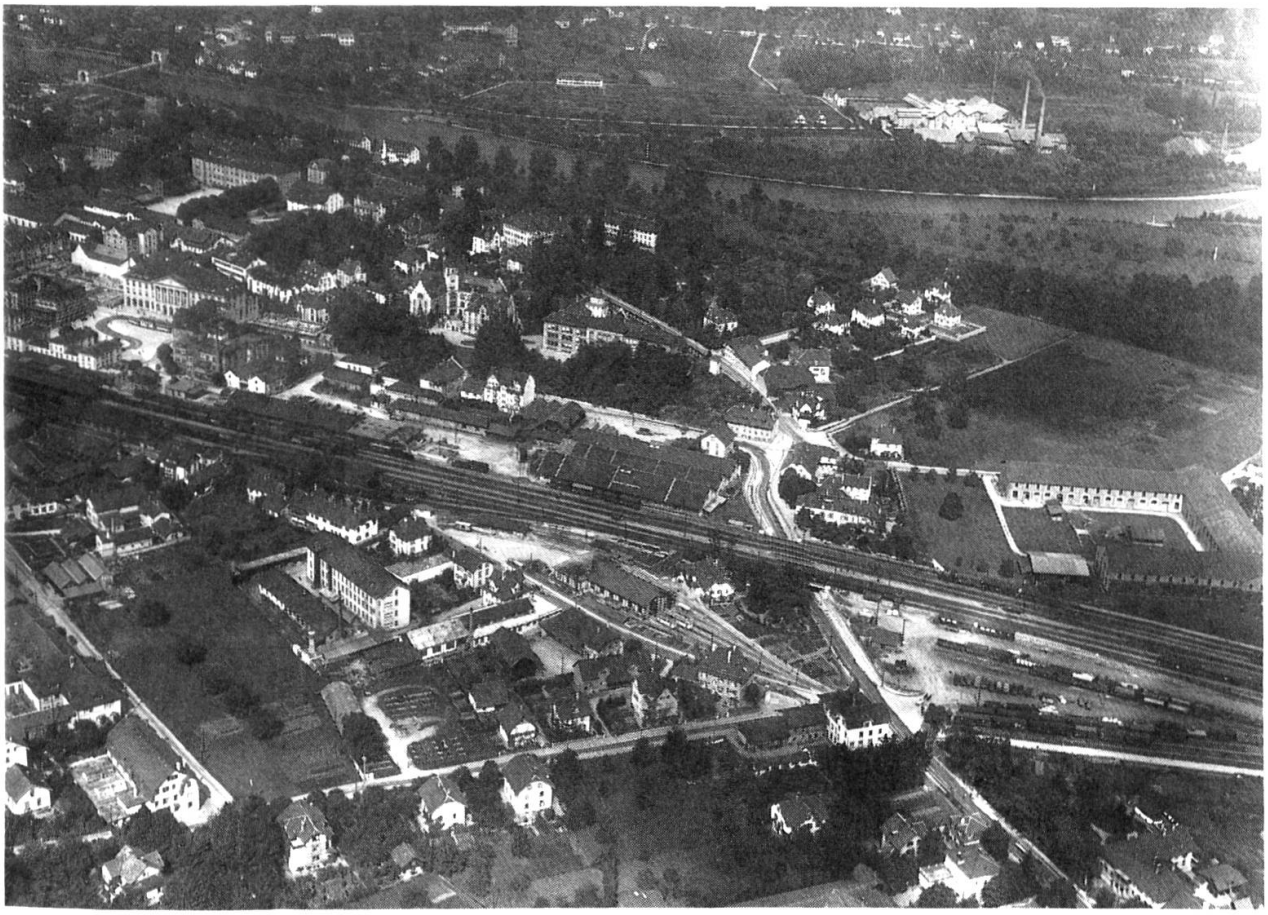
Es war zwar noch nicht ganz so weit. Doch es begannen nun auch für Aarau und seine Bewohner turbulente Tage, und schon am Sonntag mußte der Vater als Hilfsdienstpflichtiger hinter dem heutigen Amtshaus einrücken. Zu meinem Stolz schien er mir ein wichtiger Mann zu sein. Denn er kommandierte einige Männer herum, die ebenfalls in Zivil eingerückt waren, ein Gewehr besaßen und am linken Arm eine rote Binde mit Schweizerkreuz trugen. Er hatte es einst im Militär bis zum Wachtmeister gebracht. Nun ruhte die ganze Verantwortung für Familie und Laden auf den Schultern der Mutter. Auf ihre angriffige Art wurde sie der Sache Meister, und nach wenigen Tagen schon durfte der Vater seine zivile Tätigkeit wiederaufnehmen. Als Inhaber eines Einmannbetriebes mit Familie wurde er beurlaubt und mußte nie wieder einrücken, was unsere Rettung war. Wir hätten sonst aufgeben müssen. Denn der nun eben doch ausgebrochene Erste Weltkrieg dauerte bis in den November 1918 bei vielerlei Entbehrungen. Doch wir kamen davon.

Nachwort

Die Absicht des Verfassers war es, aus seinen frühesten bewußten Kinderjahren zu berichten. Dabei sollte auch dieses und jenes aus dem einstigen Kleinstadtalltag mit geschildert werden, wie es heute kaum mehr anzutreffen ist. Nur der Mensch ist immer noch gleich.

Es war demnach möglichst viel aus der Erinnerung zu reproduzieren – soweit sie noch etwas hergibt. Einige markante Geschehnisse stehen aber dem Schreiber unverändert lebhaft vor Augen. Wo nachgeprüft werden konnte, wurde es. Hie und da mußte in der Schilderung auf spätere Jahre vorgegriffen werden, so zum Beispiel bei der Aufzählung der damaligen Gassenspiele, von denen einige einem fünfjährigen «Pfüder» noch nicht zugänglich gewesen wären. Doch hat er wenigstens zugeschaut.

Sonst hat sich der Autor bemüht, auf festem Grund und Boden zu bleiben und seine Phantasie zu zügeln. Und wiederum hat er bei der Niederschrift dieser Erinnerungen erlebt, daß das Vergangene eben nicht ganz vergangen ist, sondern deutliche Spuren hinterlassen kann.

Bildnachweis: Walter Mittelholzers Flugphotos entnahmen wir dem Bildband «Schweiz, 1917–1937» (Orell Füssli Verlag, Zürich) mit dem Einverständnis der Swissair Photo + Vermessungen AG, Zürich.

3 *Flugbild von Westen (W. Mittelholzer). Bauland gab es um 1920 in Aarau genug. Beidseits des Zurlindenkanals stand die damals noch betriebene Jura-Cement-Fabrik mit ihren drei hohen Schloten. Ebenfalls deutlich zu erkennen ist die «echte» Kettenbrücke, die von 1851 bis 1948 bestand.*